

Verfallen



(Bild: Toni Suter)

Andreas Storm inszeniert nach Dostojewskis «Der Spieler» einen Abend über den verhängnisvollen Sog des Glücksspiels.

Der Hauslehrer Aleksej Iwanowitsch (Antonio Ramón Luque) lebt als geldeter, aber ohne rechte Aufgabe hauptsächlich ignoriertes Studier-ter im Landhaus des Generals, von dem man sich in Roulettenburg zumunkelt, sein ausschweifender Lebenswandel stünde im diametralen Gegensatz zu seiner Restbarschaft. Die einzige Hoffnung auf eine Veränderung zum Positiven wäre der lange ersehnte Hinschied der Erbtante Antonina Wasiliewna (Miriam Japp), dessen Kunde der General nicht erwarten kann und deshalb ein Vermögen für tägliche Telegramme des Nachfragens verschwendet. Statt der erlösenden Nachricht erreicht die Erbtante mit (einem in seinen Ausdehnungen die Probestühne des Kurtheaters annähernd füllenden) kleinen Gepäck und der wilden Entschlossenheit, die Familienhierarchie per Kraft des Faktischen ihrer physischen Präsenz wieder zurechtzurücken. Sie findet den Hauslehrer im Handstand Zahlenreihen auf den Boden kritzelnd und muss erkennen, dass auch die gesamte Fensterfront hinter dem Vorhang bereits mit Wahrscheinlichkeitsrechnungen eines Gewinnes im Roulette vollgepflastert ist, was sie an seiner physischen Gesundheit zweifeln lässt. Ungewöhnlich für eine ranghöhere,

angejahrte, wohlhabende und vom Dünkel der Überheblichkeit im Rückenmark aufrecht gehaltenen Dame des Adels, aber der Hauslehrer meint in ihrem Blaffen endlich eine ihm würdige Aufmerksamkeit erkennen zu können. Bereits als er ihr den Diener zur huldvollen Begrüssung verwehrt, schwant der Erbtante, hier keinen unterwürfigen Bückling vor sich zu haben, was er mit einer wagemutigen Widerrede gegen ihre Abneigung gegen «dieses Gesetz und Geschiebe» des Roulettespiels quittiert und gerade damit ihre Anerkennung erntet. Aber eben auch ihre Rachlust gegen die Erbschleicher weiter anspornt, die sie entgegen ihrer schnippischen Verachtung jedweder Vergnügung dann halt doch noch an den Spieltisch treibt. Auch hier obliegt selbstverständlich jede Befehlsgewalt der Erbtante, die jede Wahrscheinlichkeitsrechnung in den Wind schlägt und konsequent auf Zero setzt, während die Bühnenwände abwechselnd in rotes und weisses Licht getüncht werden, als wäre die Szenerie die sich im Kessel drehende Kugel. Irrlichternd wirds in der Tat. Nach einigen Gewinnen bis zur Banksprengung an einem Tag zieht es die Dame mitsamt Handlanger am Spieltisch immer wieder zurück an den Tisch, wo der Totalverlust schon lauert. Andreas Storm setzt voll auf das wuchtige Schauspielvermögen seiner beiden Spieler:innen, was zum einzigen Gewinn des Abends wird. Die zwei knacken den Jackpot. *froh.*

«Der Spieler», 20.2., Kurtheater, Baden.

Overkill

Tabita Johannes rechnet in ihrem Parforce-ritt «Kaltschweiss» mit der Überforderung des modernen Lebens ab.

Noch im Dunkeln, der Soundteppich von Massimiliano Napoli wummert bereits und das Blaulicht suggeriert eine Abschreckung von Randständigen von einem witterungsgeschützten Unort, regt sich beinahe unmerklich etwas in der Ecke. Ein scheues Reh, eine verletzte Seele, ein von allen Anforderungen überfordertes und zermürbtes menschliches Wrack, so scheint's. Doch ihre Worte haben Kraft, sind die geballte Wut. Gegen die Vorliebe der Hinwendung zur Unterhaltung, weil das Elend anzuschauen doch so unerträglich wäre. Gegen jede geheuchelte Beschwichtigung, die überfordernde Disparität sämtlicher zeitgleich an jemandem zerrender Anforderungen schadlos und mit einem souveränen Lächeln bewältigen zu vermögen. Die trotzig-zackige Beweisführung, sich wissentlich und willentlich der unterwürfigen Überanpassung zu verweigern, wirkt in der stilisierten Pose der erotischen Projektionsfläche einer Poletänzerin an der Stange in grellem Gelblicht wie eine darstellerische Überführung des Kratzgeräusches von Fingernägeln auf einer Schiefertafel. Das Solo von Tabita Johannes erscheint als letztes Aufbäumen sämtlicher mobilisierbarer Kräfte und intellektueller Analysefähigkeit, die sich in einer ungeheuerlich zynischen Mélange

zu einer Brandrede der Lebensmüdigkeit vermengen. Barfuss, mit übergrossen Secondhandkleidern behangen und konstant hastig und heftig am eigenen Haupthaar zupfend und wuselnd, wirkt ihre Figur auf den ersten Blick wie jemand aus der Geschlossenen Entflohenes oder dann jemand von einer Erlösungssehnsucht getriebenen auf Turkey. Aber das ist alles bloss Form und grandioses Schauspiel. Denn insgeheim meint dieses wild um sich schlagende menschliche Wrack mitsamt dessen intellektueller Fähigkeit zur Abstraktion mitsamt empathischem Abstraktionsvermögen uns alle. Zugegeben, in einer Ausnahmesituation. Die Contenance hat sich kurzerhand verabschiedet, die wild mäandernden Gedankensprünge wirken teils, als sei die Rednerin ziemlich von der Rolle. Die Heftigkeit ihres Austeilens macht augenscheinlich noch nicht mal Halt vor einer drohenden Selbstverletzung. Hier steht jemand in jeder erdenklichen Hinsicht, die konkrete Zuschreibung wird mehr und mehr nebensächlich, am Abgrund und zieht aus dieser finalen Performance einen abschliessenden Energieschub, währenddem sämtliches Ungemach, sämtliche Last, sämtliche Verlogenheit und Heuchelei, sämtliches sogenanntes Zusammenreissen als das eigentlich Kranke in unserem Dasein blossgestellt und angeklagt wird. Das gemeine Einvernehmen über unsere Lebensweise auf dem Weg zum Schafott. *froh.*

«Kaltschweiss», bis 23.2., Schauspielhaus, Zürich.



(Bild: Abdelrahman Dnewar)